



Generation Bildungschaos

Nie hat eine Generation so viel über Bildung diskutiert. Nie gab es so viele Studien, worin Kinder immer schlechter werden. Was eine gewöhnliche Grundschule über Schwächen des Systems erzählen kann.

Manuela Müller, Freie Presse 21.10.2023

An einer schmalen Straße am Stadtrand, Eigenheime links und rechts, der Kleingartenverein Gartenlust um die Ecke, der Sportplatz, das Feld. Hier steht ein sonnengelber Plattenbau, der von Bäumen umwachsen ist. Im Morgenlicht sieht er aus, als würde er leuchten.

Es ist kurz vor acht, und schon kommen fast alle Probleme angelaufen, die das Bildungssystem kennt. Klein, schnell, immer noch müde. Sie tragen bunte Schulranzen und haben ein Gesicht.

Willkommen an einem gewöhnlichen Tag, in einer gewöhnlichen Grundschule, einer gewöhnlichen Kleinstadt. Werdau hat 20.000 Einwohner und einen hübschen Marktplatz. In der Umweltschule wird noch gebaut, aber sie liegt so idyllisch am Berg, dass auch sie auf Prospektfotos gut aussähe. Zwanzig Lehrerinnen, keine Quereinsteiger, keine unbesetzten Stellen. Eine kleine Festung, die viel fernhält.

Sie versorgen Meerschweinchen und Vögel im Schulhaus. Auch sonst haben sie alles: Schulsozialarbeiterin, Inklusionsassistentin, Schulassistentin, Klassen für Kinder mit Lese-Rechtschreibe-Schwäche. Die meisten der 320 Kinder wachsen behütet auf. Sie haben gewöhnliche Hobbys, überhaupt ein gewöhnliches Leben, mit langweiligen Sonntagsspaziergängen und Sommerurlaub. Um diese Kinder soll es hier nicht gehen. Es geht um die anderen. Und um Esther Vogel, Klassenlehrerin der 1 B. Eine von fast einer Million Lehrerinnen und Lehrern in Deutschland.

Die anderen. Weil die Welt immer neue Krisen hervorbringt, kamen viele Schulkinder neu ins Land. Allein aus der Ukraine sind es bundesweit mehr als 200.000.

Die Umweltschule soll einigen von ihnen Deutsch beibringen. Hat die Schulbehörde vor einigen Jahren festgelegt, während der letzten Flüchtlingswelle. Das Haus ist groß genug. Jedes dritte Kind hier hat Wurzeln im Ausland, die meisten in der Ukraine. Die zweitgrößte Gruppe sind Sinti und Roma.

Kriege, Vertreibung, wirtschaftliche Not. Wenig Prospektkindheit.

Ein paar dieser anderen sind Einheimische. Einer, der früher hier Schüler war, sitze nun in einer Jugendstrafanstalt. Es habe schon immer Probleme mit den Eltern gegeben. Am Ende sei alles kein Wunder. Ist es eine Illusion, dass Schule allen die gleichen Chancen gibt?

Im Treppenhaus läuft Musik von Herrn Jan, einem dieser modernen, deutschen Kinderliedermacher. Es ist ein Geburtstagslied. Sie beginnen den Schultag immer mit einem Lied für die Geburtstagskinder des Tages. Herr Jan singt fröhlich vor sich hin: „Dass du heute bei uns bist, ist alles, was zählt. Weil ohne dich der Welt etwas ganz Wunderbares fehlt!“ Nicht jeder kann den Text verstehen. In der 1 B sprechen neun von 29 Kindern kein Deutsch. Weitere fünf verstehen inzwischen viel, aber nicht genug.

Die 1 B ist nicht ganz gewöhnlich, wegen der vielen Daz-Kinder. Daz steht für Deutsch als Zweitsprache.

Morgens zwischen sieben und acht, wenn an der Straße der Jugend Herr Jan singt, passiert in Grundschulen von Flensburg bis Oberstdorf etwas ganz Ähnliches: Kinder mit Zahnlücken nehmen auf kleinen Holzstühlen Platz. In hellen Zimmern mit Panoramafenstern, digitalen Tafeln und Wänden voller Kinderzeichnungen versammeln sich alle Schwächen des deutschen Bildungssystems, die mit dem Pisa-Schock im Jahr 2000 zum ersten Mal ans Licht kamen. Um die seitdem viele Kultusminister herumtanzen.

Immer erscheinen neue Studien, neue Statistiken. Jede erzählt eine neue Katastrophe. Jedes vierte Kind lernt in der Grundschule das Lesen nicht richtig. Das bleibt so bis zum Ende der Schulzeit. Jedes fünfte Kind rechnet am Ende der Grundschulzeit nicht gut genug. Auch daran ändert sich nicht viel. Sie können sich nicht richtig konzentrieren.

Es fehlt überall an Lehrerinnen und Lehrern. Bundesweit fielen letztes Schuljahr Tausende Stunden aus. Es ist nicht die Ausnahme, sondern die Regel.

Obwohl Sachsen in Bildungsstudien fast immer die besten Ergebnisse erzielt, neben Bayern, ist die Stimmung gegenüber dem sächsischen Bildungssystem besonders mies. Auch das ist belegt. Schulen sind ein Lieblingsthema von Forschungsinstituten. Sie untersuchen, was Kinder können – und was nicht. Entwickeln wir uns zurück? Ein Klassenzimmer ist die erste und vielleicht letzte Chance auf eine kollektive Sozialtherapie. Schule ist Pflicht. Hier hat man jeden Jahrgang versammelt, müsste reparieren, was Eltern verbocken.

Esther Vogel ist die stellvertretende Schulleiterin. Sie ist 46 Jahre alt, trägt Yogahosen, Barfußschuhe und als Ohrschmuck winzige Eistüten. Das dunkle Haar steckt in einem ungezähmten Dutt. Eine groß gewachsene Frau, der Komfort wichtiger ist als Design. Wenn Kinder unsere Zukunft sind, dann tragen Esther Vogel und ihre Kolleginnen mehr Verantwortung als der Bundeskanzler.

Sie sitzt in ihrem Büro im Erdgeschoss. An den Wänden hängen Waldfotos, von denen die meisten aus alten Kalendern stammen. Eines geht über die gesamte Stirnseite. Hier baut sie Stundenpläne, Vertretungspläne, führt Statistik über Unterrichtsausfall und Überstunden. Vergangenes Jahr, als zwei Kolleginnen länger krank waren, fielen ab Februar wöchentlich 30 Stunden aus.

Morgens zieht Esther Vogel eine Colaflasche aus dem Sechserpack neben der Tür, steckt sie in den Rucksack und macht sich auf den Weg ins dritte Geschoss.

Die 1 B ist die einzige Klasse, um die sich zwei Lehrerinnen gleichzeitig kümmern. Schulanfänger, die kein Deutsch sprechen, sollen von Anfang an in einer gewöhnlichen Klasse sitzen. Esther Vogel glaubt an das Konzept, nach dem sie jetzt arbeiten. Nur so schaffe man Integration. Die Gruppen werden in Mathe und Deutsch getrennt. Es sind die meisten Stunden des ersten Schuljahres. Sie haben zusammen Sport, Musik, Kunst und Werken. Die Linie, die durch die Klasse geht, ist unsichtbar und soll eines Tages verschwinden.

Esther Vogel unterrichtet die Daz-Gruppe in Mathematik. Sie sitzen im Schneidersitz auf dem Fußboden, Esther Vogel dazwischen. Begrüßung. Sie tippt mit



dem Zeigefinger auf ihre Brust und sagt: „Ich bin Frau Vogel. Wer bist du?“ So geht das, bis jeder dran war.

Bräuchte es einen Beweis, dass staatliche Bildung in Form der Grundschule zu spät anfängt – er hieße Vanja. Sie wusste, dass er fehlen würde. Vanja fehlt meistens. Bis Donnerstag hat der Vater ihn krankgemeldet, und heute ist erst Dienstag. Es ist nicht sein echter Name, und wahrscheinlich ist er nicht wirklich krank. Esther Vogel beschreibt ihn als Jungen, der nicht reif ist für diesen Alltag. Der den Stift wie ein Kleinkind in der Faust hält. Der sich nicht allein anziehen kann. Zuletzt kam er nur einen Tag pro Woche. Wahrscheinlich spürt er, was ihn von den anderen unterscheidet. Wahrscheinlich spüren es seine Eltern. Vielleicht sind sie verzweifelt, wütend.

Wenn Vanja da ist, kniet er auf seinem Stuhl, umklammert mit der kleinen, weichen Hand ein Bündel Buntstifte und lässt sie im Heft kreisen. Er murmelt wie ein fremdes Wesen. Esther Vogel muss an eine Figur aus „Der Name der Rose“ denken. An einen Mann, über den es heißt, er spreche alle Sprachen und keine. Vanja mischt Sätze aus Deutsch, Englisch und seiner osteuropäischen Muttersprache. Wörter, Silben, Laute.

Wenn Vanja da ist, läuft er herum, obwohl Unterricht ist. Sie haben seinen Stundenplan jetzt auf drei Stunden gekürzt, damit er besser hineinflindet. Esther Vogel sagt, für Vanja müsse das alles schlimm sein. Er erlebe Schule als Ort, an dem er permanent scheitere. Das Letzte, was sie von ihm sah, war der missglückte Umziehversuch vorm Sportunterricht. Es habe ausgesehen, als habe er sich noch nie allein an- und ausgezogen.

Was macht man mit Kindern wie Vanja – zurück in die Kita?

„Da war er nie“, sagt Esther Vogel.

Es gäbe Möglichkeiten, den Wechsel auf die Förderschule. Nur, wie ermittelt man sonderpädagogischen Förderbedarf bei einem Kind, das kaum anwesend ist? Würden das die Eltern wollen? Und wie so schnell einen Platz finden?

Es ist nicht nur Vanja. Aus fünfzehn Jahren als Grundschullehrerin kennt Esther Vogel mehrere Geschichten, diese ist nur die frischste. Schulanfänger sind in Deutschland sechs und sieben Jahre alt. Manche haben Bibliotheksausweise, Englischkurse, Schwimmunterricht und musikalische Früherziehung. Manche

bekommen mehrfach Behördenpost und schließlich Besuch vom Amt, bevor sie überhaupt jemand in der Schule anmeldet.

Die Mathestunde beginnt nach der Begrüßungsformel. Jedes Kind hat eine dünne Metalltafel auf dem Tisch liegen, groß wie ein halbiertes Tablet. Dazu viele Magnetknöpfe. Die Aufgabe lautet, fünf gelbe Magneten auf die Tafel zu legen. Esther Vogel macht es vor. Sie hält ihre Schachtel in die Luft.

Der Junge, Mittelreihe, ganz hinten, hält die Schachtel wie eine Nintendo-Konsole, schiebt mit den Daumen zwei Plättchen hin und her, als würde er Joysticks bewegen. Das Mädchen, Fensterreihe, zweite Bank, legt Muster aus acht Plättchen, gelb, blau, gelb, blau, gelb, blau, gelb, blau. Der Junge, Fensterreihe vorn, schiebt sein Federmäppchen von links nach rechts. Die Schachtel ist ihm egal. Er summt.

Esther Vogel sagt: „Habe ich Musik bestellt?“ Es klingt etwas schroff. Er schaut sie an. In weniger als einer Minute wird er weitersummen.

Zu Ibrahim, Wandreihe, Mitte: „Super! Prima!“ Sie lächelt. Esther Vogel befürchtet, dass er sich schon bald langweilen wird. Nur die Hälfte schafft die Aufgabe auf Anhieb.

Ein Mädchen springt auf und zeigt auf die Tür. Es muss aufs Klo.

Als Pause ist, setzt Esther Vogel die Colaflasche an und nimmt einen Schluck wie ein unterzuckerter Sportler.

Vor ein paar Jahren saß ein Mann vor dem Waldpanorama, um seine Tochter anzumelden. Sie stammten aus Osteuropa, lebten seit einer Weile in Deutschland und waren nach Werdau gezogen. Das Mädchen saß neben ihm. Reza. Auch sie heißt nur in diesem Text so. Esther Vogel erzählt, wie die beiden hier am Tisch saßen, auf den roten Polsterstühlen, und der Mann aus heiterem Himmel erklärte, dass Reza nicht seine Tochter sei. Das Mädchen habe angefangen zu weinen, es stand wohl unter Schock.

Reza entsprach dem Alter einer Drittklässlerin, besaß aber statt eines Zeugnisses nur die Bescheinigung, dass sie vorher irgendwo als Daz-Kind angemeldet war. Sie konnte nicht rechnen. Sie sah klein und zerbrechlich aus. Reza sprach ein bisschen Englisch.

Esther Vogel nimmt eine rosarote Papierwolke von der Pinnwand, die über dem Schreibtisch hängt.

Die habe Reza gemalt. Mit der Schreibrift eines Kindes, das seine Handschrift sucht, hat sie einen Satz in die Wolke geschrieben: „T y for Helping me getting my brain back.“ Danke, dass Sie mir geholfen haben, mein Gehirn zurückzubekommen. Esther Vogel sagt, dass Reza ihr den Zettel ein halbes Jahr später geschenkt habe. Sie habe glücklich gewirkt. Sie wollte Lehrerin werden. Esther Vogel habe geantwortet, dass das prima sei. Dass sie bestimmt eines Tages eine gute Lehrerin werde.

Als kurz danach Rezas Cousin angemeldet wurde, ein Junge im selben Alter, habe sich Reza verändert. Sie habe erklärt, dass sie den Jungen nicht leiden könne und ihn mit vierzehn heiraten müsse. Esther Vogel habe geantwortet, dass niemand sie zwingen dürfe. Dass sie immer zu ihr kommen könne. Reza war dann wochenlang nicht da.

Esther Vogel spürte die ganze Wucht ihrer Ohnmacht. Was kann sie als Lehrerin schon ausrichten? Wie viel Zeit hat sie schon, wenn sie ein Kind nach der vierten Klasse ziehen lassen muss? Es ist nicht lange her. Im Sommer hat Reza die Grundschule beendet.

Der Junge, Fensterreihe, vorn, nimmt den Bleistift wie ein Maschinengewehr und schießt geräuschvoll durchs Zimmer. Er flüchtete letztes Jahr mit seiner Mutter aus der Ukraine. Erst war die Pandemie, dann brach der Krieg aus. Alle Erinnerungen, die der Junge hat, erzählen von einem Leben im Ausnahmezustand. Esther Vogel wird laut: „Niemand! Ausgerechnet du!“

Heute Morgen dachte sie noch: Hoffentlich werde ich nicht ungeduldig.

Der Junge, Mittelreihe, dritte Bank, liegt mit geschlossenen Augen auf der Bank. Rastlos rutscht er von links nach rechts, weit weg von allen Zahlen. Er gähnt.

„Wir rennen jetzt eine Minute am Platz“, sagt Esther Vogel. Sie macht es vor. Noch zwanzig Minuten haben sie vor sich. Eine lange Zeit, wenn man sechs, sieben Jahre alt ist.

Eines Tages sollen sie so weit sein, dass sie nicht mehr von den anderen getrennt werden. Nicht bei jedem wird das zur selben Zeit passieren, bei manchen nie. Weil sie

wegziehen, verschwinden. Vielleicht wird eine Kollegin aus einer anderen Stadt bei Esther Vogel anrufen und um ein vertrauliches Gespräch bitten. Weil sie gelesen hat, dass das neue Kind früher bei ihr war, an der Umweltschule. Weil sie wissen will, was los ist.

Es gibt Kinder, die das Bildungssystem verliert. Die mal in ihrem Heimatland die Schule besuchen, dann wieder hier auftauchen. Niemand kann sie festhalten. Bildung ist für alle da. Sie erreicht nur längst nicht jeden gleich. Esther Vogel kommt es vor, als gäbe es Mütter und Väter, die Schule als etwas Unheimliches empfinden. Als fühlten sie sich dem Ganzen selbst nicht gewachsen, als würden sie das auf ihre Kinder übertragen.

Der Junge, Mittelreihe, hinten, umklammert den Bleistift wie ein Stöckchen. Er soll Dreiecke und Vierecke zeichnen. Es entstehen zittrige Linien. Esther Vogel greift zum Handy, um die Schulsozialarbeiterin anzurufen, die kurz danach das Zimmer betritt. Fast täglich hilft sie aus, obwohl ihre Aufgabe eine andere wäre. Sie legt ihre Hand um die kleine und führt sie behutsam über das Papier. Esther Vogel läuft von Bank zu Bank, korrigiert, führt noch mehr Hände, berührt einen Jungen zufällig am Pullover. Die Kapuze ist nass. Warum ist seine Kapuze nass?

Esther Vogel sagt, sie könnte drei zusätzliche Kräfte gebrauchen, gerade jetzt, ganz am Anfang der Schulzeit. Es müssten nicht unbedingt Lehrer sein. Mehr Assistenten, mehr Einzelfallhelfer. Bald, prophezeit sie, werden neue Probleme entstehen. Die Ersten werden demnächst keine brauchbaren Stifte mehr im Federkästchen haben.

Wie muss man sein, um hier zu bestehen?

Über ihrer Bürotür tickt eine Uhr. Ein altes, beruhigendes Geräusch. Wie der Herzschlag eines Zimmers. „Augenhöhe. Und Grenzen setzen“, sagt Esther Vogel. Die Antwort kommt spontan. Es müsse immer klar sein, wer der Erwachsene ist. Und die Grenzen. Nur wer Grenzen habe, lerne seine eigenen Gefühle kennen. Toleranz, Belastbarkeit, Frust. Die Urangst eines Lehrers sei, dass seine Kinder ihn nicht mögen. „Über diese Grenze muss ich drüber“, sagt sie. Weil sonst alle unglücklich werden würden. Das ist ihre Theorie, auch als vierfache Mutter. Wenn sie als Lehrerin das alles schaffe, habe sie immer noch die Eltern vor sich. Eine Blackbox. Einige ziehen vor den

Kindern über Lehrer und Lehrerinnen her. Esther Vogel sagt, in diesem Moment habe sie verloren.

In den Neunzigern passierten auch in den Schulen viele Dinge, die bis in die Gegenwart strahlen. Es wurden weniger Kinder geboren und Schulen geschlossen. Die Hochschulen für Lehramtsstudenten in kleineren Städten wurden geschlossen. Weil es zu viele Lehrer gab, war der Beruf unattraktiv. Heute gehört er zu den bestbezahlten Berufen in Sachsen. Doch im Osten fehlt eine ganze Generation Lehrer, die vor zwanzig, fünfundzwanzig Jahren nicht ausgebildet wurde. Dazu kommt das globale Chaos, das Familien aus ihren Heimatländern flüchten lässt. Die Schüler tragen die Konsequenzen. Sie werden auf Kurzarbeit gesetzt, indem die Stundenpläne von vornherein wegen Personalmangels zusammengestrichen werden. Physik und Chemie fällt tausendfach aus.

Ein Kind, das den Stift nicht richtig hält, kann dieses System verdammt schnell an seine Grenzen bringen. Umgedreht genauso.

AA n guten Tagen denkt Esther Vogel: Wir haben nur ein bisschen Daz. Manche bekommen zu oft eingeschweißte Schokohörnchen in die Brotbüchse gepackt, aber im Grunde läuft es. Wir sitzen immer noch auf einer Insel. Auf dem Schulhof liegt kein einziges Bonbonpapier, keine Kippe. Ihre Umweltschule. Der gelbe Würfel. Ihr fällt niemand ein, der nach der vierten Klasse nicht lesen konnte. Aber jedes Jahr werden auch in Werdau ein paar Kinder unsichtbar. Einer aus der dritten Jahrgangsstufe war fast ein Jahr nicht da.

Esther Vogel sagt: „Das Niveau sinkt, das stimmt. Ich schreib’ mir das nicht auf die Fahne!“ Es sei nicht ihre Schuld. Es liege an den Umständen. Sie zieht die Unterlippe ein, faltet die Hände auf dem Tisch. Sie sagt, sie sei nicht Superwoman.

Und wenn sie es wäre?

Natürlich hat sie nachgedacht, was helfen könnte. Sie würde ein Kindergarten-Pflichtjahr einführen. Die Vorschulzeit bräuchte eine verbindliche Linie. Der Kindergarten-Bildungsplan, den es gibt, war ein stolzes Projekt der Landesregierung. Aber er ist nur eine Orientierungshilfe. Das stört sie. Was heißt das schon?

Sie würde Erzieherinnen auf eine höhere Hierarchie heben, sie studieren lassen, tiefer in die frühkindliche Pädagogik gehen. Im Moment stehen sie unter den Lehrerinnen.

Sie würde niemanden ohne Vorschuluntersuchung einschulen. Wer keinen Stift führen kann, sei noch nicht so weit.

Sie würde die schwierigen Kinder gleichmäßig auf die Schulen verteilen. Esther Vogel sagt, wenn zwei statt sieben Kinder mit Defiziten in einer Klasse sitzen, würden alle profitieren. Kinder lernen von Kindern. Das Gute und das Schlechte.

Sie würde Rezas Eltern zeigen, welche Türen ihrer Tochter offen stünden. Was wäre, wenn sie das Potenzial des Mädchens erkennen würden? Sie wäre Superwoman. Sie könnte in die Köpfe hinein.

Einmal hat Esther Vogel einen Kinderfilm auf Romanes gekauft, weil sie den Roma-Kindern etwas aus ihrer Kultur zeigen wollte. Sie wollte die Kinder überraschen. Aber niemand hatte was verstanden. Es war der falsche Dialekt. Solche Tage beginnen hoffnungsvoll, halten die Stimmung aber nicht durch.

Die Sonne scheint ins Klassenzimmer, die Wände sind gelb gestrichen. Esther Vogel übernimmt nun die andere Hälfte. Den Teil der Klasse, der vom Krisenmodus des deutschen Bildungssystems weit entfernt scheint. Kinder sortieren Bildkarten nach Anfangsbuchstaben, strecken Hände in die Luft, jeder will dran sein. Mit „E“ beginnt Esel, Ente, Elefant und Erde. Esther Vogel tippt mit dem Zeigestab von Bild zu Bild, malt imaginäre Silbenbögen und lässt die Kinder im Chor sprechen. To-ma-te.

Ihre Eltern hätten sich gewünscht, dass sie Ärztin wird. Nach vier Semestern schmiss sie hin und studierte Kirchenmusik. Damals saß sie vier Stunden täglich an der Orgel und zwei Stunden am Klavier. Nach dem Abschluss gestand sie sich ein, dass es schwierig werden würde, als katholische Kirchenmusikerin in einem protestantisch geprägten Bundesland zu überleben. Sie studierte Lehramt. Sie kam an, sagt sie.

Mit Kindern singe man langsam. Sie müssen den Text denken. Ein paar Jungs aus ihrer letzten Vierten hätten gesungen wie kleine Thomaner.

Sie braucht eineinhalb Stunden, um einen Schultag vorzubereiten. Wenn sie komplizierten Stoff durchnimmt, dauert es länger. Sie muss sich überlegen, wie sie die Konzentration oben hält. Spiele? Videos? Abends leitet sie zwei Kirchenchöre.

Esther Vogel lebt im Takt der Stunden, im Rhythmus eines Schuljahres. Die Spuren ihrer letzten vierten Klasse verblassen, dabei sind sie erst ein paar Wochen weg. Zwei Heftchen liegen noch auf einem Stuhl im Büro. Es sind Tagebücher, die nicht abgeholt wurden. Kindheit zum Nachblättern. Ein paar Schnappschüsse, die sie gemacht hat, wenige Sätze dazu. Ein Mädchen zog mit seiner Mutter zurück in die Ukraine, ein Junge kam nie wieder, nachdem sie seinen Vater gebeten hatte, dem Kind gesünderes Essen mitzugeben.

Die Mädchen und Jungen ihrer letzten vierten Klasse haben längst einen neuen Rhythmus. Viele besuchen nun ein Gymnasium. 20 von 54 Umweltschule-Kindern haben den Sprung geschafft, der den besten Bildungsabschluss des Landes verheißt. Sie werden eines Tages Abitur machen, studieren, Betriebe führen. Um die meisten macht sich Esther Vogel keine Sorgen.

Manchmal vergleicht sie Tage mit Maggi-Würfeln, diesen hartgepressten Gewürzmischungen. Der letzte Schultag war Maggitag. Das ist er immer. Letzte Bücher sortieren, letzte Abschiedskarten unterschreiben, letzte Sprachstandserhebungen drucken, die Kindergesichter ein letztes Mal speichern, bevor sie in die Ferien verschwinden.

Zur letzten Zeugnisausgabe sah sie ihre Viertklässler ein letztes Mal. Sie tanzten und sangen zum Abschied in der Turnhalle und bemerkten nicht, wie sie selbstvergessen am Rand stand, wippte und leise mitsang. Sie trugen hellblaue Shirts, auf denen „Die fantastische Vier“ stand. Die Vier, ihre Klasse. Es war eine Aktion der Eltern, als Erinnerung an den vielleicht prägendsten Bildungsabschnitt ihres Lebens.

Auf dem Rücken standen alle Namen. Nur Rezas fehlte. Ihre Eltern hatten sich nicht beteiligt. Esther Vogel sagt, ihr habe das wehgetan. Sie habe den anderen Eltern geschrieben. Denen, die Reza übersehen hatten. Das Mädchen, das verblasst. Kurz vor der Zeugnisausgabe bekam Reza von den anderen ein Shirt geschenkt. Sie hat geweint.



Im September traf Esther Vogel sie zufällig auf einem Volksfest. Reza saß mit ihrer Familie auf einer der Bierzeltbänke, die überall standen. Esther Vogel wusste, dass Reza keine neue Schule hat. Trotzdem habe sie laut danach gefragt: „Ich wollte, dass die Mutter mich hört.“ Etwas später stand Reza plötzlich hinter ihr. Sie war hinterhergelaufen. Reza habe zu Boden geschaut und gesagt, dass sie an einer Schule angemeldet sei.

Alles fängt an mit der Grundschule, und ganz am Anfang, wenn die Zuckertüten noch voll sind, ist der Pausenhof voller Hoffnung. Esther Vogel hätte als stellvertretende Schulleiterin keine neue Klasse übernehmen müssen. Aber sie bestand darauf.